

# DER LETZTE KAMPF

CORNELIUS RYAN

BERLIN  
1945

THEISS

Cornelius Ryan

# Der letzte Kampf

Aus dem Amerikanischen  
von Helmut Degner

Mit einer neuen Einführung  
von Johannes Hürter

**THEISS**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Der Konrad Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG.  
© der Neuauflage der deutschen Ausgabe 2015  
by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft),  
Darmstadt

Die Originalausgabe „The Last Battle“ erschien bei  
Simon and Schuster Inc. New York, die deutsche  
Erstausgabe 1966 bei der Droemerschens Verlags-  
anstalt Th. Knaur Nachf., München.

Die Herausgabe der Neuauflage des Werkes wurde  
durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Gestaltung & Satz: schreiberVis, Bickenbach  
Einbandabbildung: Nach den heftigen Kämpfen  
um die Reichshauptstadt Berlin im April 1945 stehen  
Ende April/Anfang Mai Soldaten und ein Panzer der  
siegreichen Roten Armee vor dem Brandenburger  
Tor. © picture alliance / RIA Novosti  
Einbandgestaltung: Stefan Schmid Design, Stuttgart

Gedruckt auf säurefreiem und  
alterungsbeständigem Papier  
Printed in Germany

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)**

ISBN 978-3-8062-3026-0

Elektronisch ist folgende Ausgabe erhältlich:  
eBook (PDF): 978-3-8062-3117-5

# Die Geschichtserzählung des Cornelius Ryan

von Johannes Hürter

Professionelle Historiker, zumal in Deutschland, pflegen über historische Publizisten gemeinhin die Nase zu rümpfen und sie weitgehend zu ignorieren, besonders wenn ihre Werke beim Lesepublikum erfolgreich sind. Ausnahmen wie die Hitler-Biografien von Joachim Fest und Sebastian Haffner bestätigen die Regel. Dazu steht im gewissen Widerspruch, dass es häufig gerade populäre Geschichtsbücher waren und – in Konkurrenz zu den modernen Medien – immer noch sind, die das Interesse junger Menschen an der Geschichte wecken. Doch nicht nur aus diesen, man könnte sagen, sentimentalen Gründen lohnt es sich für den Historiker, die Abneigung gegenüber solchen Populärwerken hin und wieder aufzugeben. Sie können auch als Zeugnisse ihrer Zeit gelesen werden, da sie viel unreflektierter und unmittelbarer mit dem politisch-gesellschaftlichen Rahmen ihres Entstehens korrespondieren als wissenschaftliche Bücher, die sich mit anderen Ansätzen und Fragestellungen meist nur an einen kleinen Kreis von Spezialisten wenden. Über den Nutzen als Quelle für bestimmte zeitgebundene Geschichtsbilder hinaus besitzen die besten von ihnen aber durchaus auch eine inhaltliche Qualität, die es rechtfertigt, sie zu lesen oder wieder zu lesen. Beides, der Wert als Zeitzeugnis *und* als Geschichtsdarstellung, soll für das vorliegende Buch von Cornelius Ryan diskutiert werden.

Mir selbst ist der Name des Autors in den 1970er-Jahren bekannt geworden, als ich als geschichtsinteressierter Jugendlicher den amerikanischen Spielfilm „Die Brücke von Arnheim“ (*A Bridge Too Far*, 1977) im Kino sah und daraufhin das gleichnamige Buch von Ryan über die alliierte Operation „Market Garden“ im September 1944 las. Außerdem wurde der ebenfalls auf einem Buch des Publizisten basierende Spielfilm „Der längste Tag“ (*The Longest Day*, 1962), der die Invasion in der Normandie am 6. Juni 1944 thematisiert, wiederholt im Fernsehen ausgestrahlt. Diese beiden Kriegsfilme mit Staraufgebot, die zu den aufwendigsten und erfolgreichsten Filmen ihres Genres zählen, waren fast jedem bekannt und förderten den Verkauf ihrer literarischen Vorlagen. Dagegen blieb der dritte internationale Bestseller Ryans über die Schlacht um Berlin 1945, *The Last Battle* (1966), unverfilmt und wurde vermutlich auch deshalb nicht ganz so populär wie besonders das Buch über den D-Day, von dem über dreißig Millionen Exemplare in dreißig Sprachen verkauft wurden.

\* \* \*

Wer war der Autor? Cornelius Ryan wurde am 5. Juni 1920 in Dublin geboren.<sup>1</sup> Sein Vater war Soldat in der Britischen Armee, der Großvater mütterlicherseits Aktivist in der Irish Republican Army (IRA), so dass Konfliktgeschichte auch innerfamiliär erfahrbar wurde. Das mag dazu beigetragen haben, dass der musisch begabte junge Mann nicht Violinist wurde, sondern das journalistische Handwerk lernte, zunächst bei der Nachrichtenagentur Reuters in London. 1943 wurde Ryan Kriegsberichterstatler der Londoner Tageszeitung *The Daily Telegraph* bei amerikanischen Verbänden – sein Verleger meinte, er als Ire werde von den „Yanks“ eher akzeptiert als seine britischen Kollegen. Den D-Day am 6. Juni 1944 erlebte er erst in einem Bombenflugzeug, dann auf einem Torpedoboot. Später begleitete Ryan die 3. US-Armee unter General George S. Patton auf ihrem Vormarsch von Frankreich über Süddeutschland bis kurz vor Prag. Nach Kriegsende war er zunächst Korrespondent des *Daily Telegraph* in Tokio und Jerusalem, emigrierte 1947 als Redaktionsmitglied der *Time* in die USA und wurde 1951 nach der Heirat mit der Publizistin Kathryn Morgan amerikanischer Staatsbürger. Ryan arbeitete als Redakteur der Magazine *Time* (1947 – 1949), *Newsweek* (1949/50) und *Collier's* (1950 – 1956). Bekannt wurde er durch seine Artikel über das amerikanische Raketenprogramm und durch eine große Reportage über den Untergang des italienischen Passagierschiffes *Andrea Doria* am 25. Juli 1956 vor der Küste von Nantucket (*Five Desperate Hours in Cabin 56*, 1956), für die er den begehrten Benjamin Franklin Award erhielt. Bereits bei dieser journalistischen Arbeit stützte sich der Autor auf zahlreiche Interviews mit Überlebenden der Katastrophe und anderen Augenzeugen, deren Berichte er zu einer schnellen Abfolge kleiner und großer Dramen verdichtete. Diese Collagetechnik wurde sein Markenzeichen, „*the Ryan style*“.

Seit 1956 konzentrierte sich Ryan ganz auf sein Buchprojekt über den D-Day. Mit Unterstützung von *Reader's Digest* sammelte er über Jahre hinweg in den Vereinigten Staaten, Großbritannien, Kanada, Frankreich und Deutschland eine gewaltige Menge an Material. Das Rückgrat dieser geradezu fanatischen Quellensuche – „*You may think this is all a kind of madness, an obsession. I suppose it is*“<sup>2</sup> – bildeten 969 schriftliche Befragungen (*questionnaires*) und 172 Interviews mit Zeitzeugen, vom einfachen *Private* und Landser bis zum Oberbefehlshaber. Außerdem trug Ryan zahlreiche zeitgenössische Quellen zusammen, vor allem Briefe, Tagebücher und militärische Akten. Über die Kriterien seiner Quellenauswahl reflektierte er dabei ebenso wenig wie über die Methoden und Probleme dieser Art von „*Oral History*“. Ryan wollte vor allem möglichst viele Geschichten sammeln, die interessan-

testen unter ihnen auswählen und zu einer spannenden Geschichtserzählung verbinden. Besonders geeignet waren die Erinnerungen von Personen, die sich auf unterschiedliche Erlebnisse zu verschiedenen Zeitpunkten bezogen und im Buch an mehreren Stellen verwendet werden konnten. Ryan nannte diese Zeitzeugen „*travelers*“<sup>3</sup>, die seine Texte durchwandern und dem Leser dadurch besonders vertraut werden. Die Stimmenvielfalt ermöglichte eine Multiperspektivität der Darstellung, der sich der Autor nach eigener Aussage schon als Zeitungsreporter verpflichtet gefühlt hatte: „*shifting from one side to the other to try and produce an over-all picture within the ambiance and context of what was happening*“<sup>4</sup>.

Der überwältigende Erfolg von *The Longest Day* (New York 1959) rechtfertigte die aufwendige Vorarbeit und das narrative Patchwork des Autors. Das Buch etablierte einen neuen Stil der historischen Reportage, der seither oft kopiert wurde. Besonders beeindruckte, dass es Ryan gelungen war, aus seinem so umfangreichen wie heterogenen Quellenmaterial die mitreißende Geschichte eines einzigen folgenreichen Tages zu gestalten. Die schriftstellerische Bändigung des Materials nötigt auch heute noch Respekt ab, zumal die amerikanische Erstausgabe lediglich 350 Seiten umfasst und auch die nachfolgenden zwei Bestseller Ryans keine „Wälzer“ sind.<sup>5</sup> Die Begeisterung von vielen Millionen Lesern lässt sich auch damit erklären, dass Ryan neben den hochrangigen Akteuren ebenso die einfachen Soldaten und Zivilisten viestimmig zu Wort kommen ließ. Das bot die Möglichkeit der Identifikation, zumal das Geschehen erst 15 Jahre zurücklag und die meisten Beteiligten noch lebten. Diese populäre Darstellung des D-Day war der damals noch seltene Versuch einer „*every man's history*“, der auch durch den gekürzten Vorabdruck in *Reader's Digest* eine große Verbreitung erreichte. Der Autor hatte keinen Grund, sein erfolgreiches schriftstellerisches Konzept zu ändern, so dass er auch seine nächsten Bücher *The Last Battle* (1966) und *A Bridge Too Far* (1974) nach genau diesem Muster verfasste.

Als Cornelius Ryan am 23. November 1974 in New York mit erst 54 Jahren einem Krebsleiden erlag, hinterließ er die riesige Materialsammlung für seine drei historischen Bücher: Dokumente von 3072 Personen aus acht Nationen, darunter 2551 *questionnaires*, 955 Transkriptionen und 166 Tonaufnahmen von Interviews, zahlreiche Briefe, Tagebücher und persönliche Aufzeichnungen, außerdem eine Unmenge an Zeitungsausschnitten, Büchern und Buchexzerpten sowie Archivmaterial und 1900 Fotos. Diese Sammlung, die vor allem wegen des Zeitzeugenschrifttums interessant ist, ging 1981 als *Cornelius Ryan Collection of World War II Papers* an die Ohio University (Mahn Center for Archives and Special Collections) in Athens, Ohio. Dort ist sie

hervorragend aufbereitet und wartet noch, im Internet gut recherchierbar<sup>6</sup>, auf die Entdeckung durch die Geschichtswissenschaft.

\* \* \*

Wie beim D-Day-Bestseller war auch die Entstehung von *The Last Battle* langwierig und aufwendig. Das Inventar der *Cornelius Ryan Collection* weist für dieses Buchprojekt 57 Dokumentenbehälter (*boxes*) mit vielen hundert Mappen (*folders*) aus, deren Kernbestand die schriftlichen und mündlichen Befragungen von etwa 700 Personen bilden.<sup>7</sup> Der Autor wurde bei der Materialsammlung erneut von einem Team von *Reader's Digest* unterstützt. Der wichtigste Teil seiner eigenen Recherchen waren die Reisen nach Westdeutschland und Berlin im Jahr 1963, doch weit spektakulärer war sein dreiwöchiger Aufenthalt in Moskau im April/Mai 1963. Die Tauwetter-Periode der sowjetischen Kulturpolitik in der Ära Chruschtschow (1953 – 1964) ermöglichte, dass Ryans Antrag auf Einreise, Dokumenteneinsicht und Interviews genehmigt wurde.<sup>8</sup> Das Entgegenkommen gegenüber dem amerikanischen Publizisten war umso bemerkenswerter, wenn man bedenkt, dass diese liberale Phase fast wieder beendet war und sich die Fronten des Kalten Krieges nach dem Bau der Berliner Mauer (August 1961) und der Kubakrise (Oktober 1962) gerade wieder verhärtet hatten.

Ryan wurde auf seiner Reise vom jungen britischen Historiker John Erickson begleitet, der Russisch sprach und wegen seiner Studie über das sowjetische Oberkommando 1918 – 1941 in Moskauer Militärkreisen geschätzt wurde.<sup>9</sup> Da Ryan mit negativen Vorannahmen nach Moskau flog, sich, wie er im Nachwort seines Buches zugab, nicht gerade diplomatisch verhielt und sofort heikle Themen wie die Wlassow-Armee und die Vergewaltigungen bei der Besetzung Berlins ansprach, musste Erickson immer wieder schlichten. Trotz aller Schwierigkeiten dieses *clash of cultures* konnte Ryan einige wichtige Dokumente einsehen und viele Gespräche führen, vor allem mit zwei der drei wichtigsten Kommandeure der Roten Armee in der Berliner Schlacht, Konjew und Rokossowskij – nur an Schukow kam er nicht heran. Der Autor ließ es sich nicht nehmen, sofort nach seiner Rückkehr auf einer Pressekonferenz über seine Moskauer Erlebnisse zu berichten und auszuapludern, dass ihm die sowjetische Seite erstmals den Tod Hitlers bestätigt habe. In der Sowjetunion war man über solche Indiskretionen verstimmt und verweigerte einem anderen amerikanischen *narrative historian*, John Toland, der ebenfalls ein Buch über das Ende des „Dritten Reiches“ vorbereitete,<sup>10</sup> die Einreise.

Nach dem *scoop* der Moskauer Recherchen vergingen noch drei Jahre, bis *The Last Battle* im Frühjahr 1966 bei Simon and Schuster Inc. in New York

und im September 1966 rechtzeitig zur Frankfurter Buchmesse bei Droemer/Knaur in München erschien. Das Buch avancierte in den USA sofort zum Bestseller, der mit 400 000 verkauften Hardcover-Exemplaren nicht ganz an den Erfolg von *The Longest Day* anknüpfen konnte. Der gesamte Absatz des Titels, der in 23 Sprachen übersetzt wurde, überschritt die Millionengrenze, doch der Verkauf im deutschsprachigen Raum blieb hinter den Erwartungen zurück. Die Verkaufszahl der verschiedenen deutschen Ausgaben dürfte alles in allem nicht mehr als 100 000 Exemplare betragen haben.<sup>11</sup>

\* \* \*

Wie wurde das Buch von der Kritik aufgenommen? In Nordamerika zeigte sich eine Diskrepanz zwischen dem auf Anhieb großen Absatz und der zurückhaltenden Resonanz in der Presse. So verglich der bekannte Militärhistoriker S. L. A. Marshall *The Last Battle* in der *New York Times* mit dem im selben Jahr erschienenen Buch *The Last 100 Days* von John Toland und gab Letzterem den Vorzug.<sup>12</sup> Thomas Carmichael brachte die amerikanische Kritik an Ryans Geschichtsbild im *Life Magazine* auf den Punkt, indem er „*the tendency, inherent in popular history, to oversimplify*“ feststellte und dies am Beispiel der positiven Darstellung der Wehrmachtsgeneralität veranschaulichte.<sup>13</sup> Obwohl Carmichael und andere Rezensenten auch die Vorzüge der Ryan'schen Art lebendiger Geschichtsvermittlung hervorhoben, zeigte sich der Autor enttäuscht über die aus seiner Sicht unverdient geringe Anerkennung: „*I wish someone here would tag me with the cachet of historian. I'm not challenging the great ones like Wheeler-Bennett or Bullock. I'm writing popular history. But it's accurate popular history, and the truth of the matter is it's the best there is. The French, British, Germans, and Russians take me seriously, but the hell of it is the Americans don't.*“<sup>14</sup> Zu diesem Zeitpunkt wusste Ryan noch nicht, dass sein Buch – wenig überraschend – in der Sowjetunion scharf kritisiert wurde. Die *Prawda* bezeichnete das Werk als Geschichtsfälschung,<sup>15</sup> die Zeitung der Roten Armee sogar als „Schlammschlacht gegen das sowjetische Volk und seine Armee“<sup>16</sup>.

Die Besprechungen in der westdeutschen Presse waren ganz überwiegend freundlich. Besonders angetan war Jakob Hausmann in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* mit dem Resümee: „Selten ist eine Chronik dieser Kämpfe in und um Berlin so wirklichkeitsnah, vorurteilsfrei und wahrheitsgemäß aufgezeichnet worden wie von Ryan.“<sup>17</sup> Ambivalent fiel hingegen die Kritik von Bodo Scheurig in der *Zeit* aus. Auch er lobte das fesselnde „Kriegspanorama“, das Ryan, „fliegender Reporter der Kriegsgeschichte“, „ohne Liebe und Haß“, ja zumeist mit „kalter Sachlichkeit“ beschrieben habe, fügte aber hinzu:

„Dennoch vermag – trotz aller Meriten – auch diese Darstellung nicht zu befriedigen. Mehr eilfertige Reportage als umsichtige Historie, wurde sie zu unbedenklich komponiert. Nicht genug, daß allenthalben unwesentliche Details wuchern, hat der Autor auch seinen Zeugen ohne Abstriche vertraut.“<sup>18</sup> Solche Vorbehalte gegen eine historische Reportage, die auf historisch-kritische Methodik verzichtet und sogar erinnerte wörtliche Rede als zeitgenössische Äußerung wiedergibt, führten auch dazu, dass die deutsche Geschichtswissenschaft das Buch Ryans weitgehend ignorierte.<sup>19</sup>

Bemerkenswert ist, dass amerikanische Kritiker Ryan „Kalte-Krieg-Rhetorik“ vorwarfen,<sup>20</sup> während ihm in maßgeblichen westdeutschen Printmedien Sachlichkeit und Neutralität attestiert wurden. Dieses Lob bezog sich ziemlich einseitig auf die „faire“ Behandlung der Deutschen, denn einem „sine ira et studio“ stand die dezidierte Positionierung des Autors im aktuellen Ost-West-Konflikt entgegen. Das Buch ist nicht von ungefähr Peter Fechter gewidmet, der am 17. August 1962 bei einem Fluchtversuch verblutet war – ein Fanal für die Unmenschlichkeit des DDR-Schießbefehls und der Teilung Berlins. Die Verknüpfung von Vergangenheit und Gegenwart wird auch im Geleitwort des Regierenden Bürgermeisters von Berlin deutlich. Willy Brandt sprach Ryan seine „besondere Anerkennung“ dafür aus, „daß er dem anständigen deutschen Soldaten Gerechtigkeit widerfahren läßt“ und „das tödlich bedrohte Leben von Berlinern so klar und bewegend eingefangen hat“. Diese Fokussierung auf die „anständige“ Wehrmacht und die deutschen Opfer wirft ein Schlaglicht auf die Geschichtspolitik Brandts und der Berliner SPD. Die Deutungen der NS-Vergangenheit wurden der aktuellen Herausforderung untergeordnet, dass Berlin erneut „Frontstadt“ war. Das Geleitwort schloss in diesem Sinne mit dem üblichen Appell zur Überwindung der Mauer. Nicht nur das Buch, sondern auch das begleitende Marketing hatte eine unverkennbar politische Note. Als sich Ryan bei einer Vortragsveranstaltung im Amerikahaus in Frankfurt „mit irischem Temperament“ gegen die sowjetischen Vorwürfe gegen sein Buch verteidigte, hielt der Berliner Senator und spätere Regierende Bürgermeister Klaus Schütz (SPD) die Einführung.<sup>21</sup>

Bei Erscheinen von *The Last Battle* hatte sich allerdings bereits ein Klimawandel in der internationalen Politik bemerkbar gemacht. Die Höhepunkte des Kalten Krieges mit dem Mauerbau und der Kubakrise lagen schon einige Jahre zurück, und die US-Administrationen unter den demokratischen Präsidenten John F. Kennedy und Lyndon B. Johnson hatten erste Schritte zu einer Deeskalation der Ost-West-Beziehungen unternommen. Dass Ryans Buch in Teilen der amerikanischen Presse als nicht mehr ganz zeitgemäßes Produkt des Kalten Krieges kritisiert wurde, war ein Indiz für die Neuformulierung

von Außenpolitik und ihre öffentliche Unterstützung. Und dass diese Kritik in der Bundesrepublik nicht aufgenommen wurde, zeigte den Nachholbedarf der westdeutschen Politik und Medienöffentlichkeit. Erst nach der Bildung der Großen Koalition von CDU/CSU und SPD unter Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger im Dezember 1966 begann die bundesdeutsche Außenpolitik, dem amerikanischen Vorbild zu folgen und schließlich sogar noch darüber hinauszugehen. Es blieb Willy Brandt vorbehalten, zunächst als Bundesaußenminister und dann als Bundeskanzler zum Garanten der Entspannungspolitik zu werden. Dem Ende der besonders konfrontativen Phase des Ost-West-Konflikts entsprach, dass *The Last Battle* ein Bestseller, aber kein „Megaseiler“ wurde und dass die lange geplante und erwartete Verfilmung am Ende ganz unterblieb.

\* \* \*

Rechtfertigt der Inhalt des Buches den Vorwurf, es sei ein Relikt des Kalten Krieges? Die Kritik amerikanischer Rezensenten am zu positiven Bild der deutschen Verteidiger und die heftige sowjetische Reaktion auf die negative Darstellung der Roten Armee ergänzten sich und trafen zwei Kernpunkte des von Ryan vermittelten Geschichtsbilds. Dagegen waren und sind die Abschnitte über die Westalliierten, die im Buch erst zu viel Raum einnehmen und dann wegen des Gangs der beschriebenen Ereignisse ganz in den Hintergrund treten, weit weniger interessant. Der Autor wollte vor allem seinen angelsächsischen Lesern erklären, warum Berlin nicht von „ihren“ Verbänden erobert wurde. Die zahlreichen Konflikte innerhalb des alliierten Lagers um die Fortführung der Operationen und die Aufteilung Mitteleuropas sind informativ dargestellt, doch das Verweilen bei den amerikanischen und britischen Akteuren wirkt teilweise redundant und stört den sonst geschickt aufgebauten Spannungsbogen der Erzählung. In die Schlacht um Berlin, die am 16. April 1945 mit der sowjetischen Offensive an der Oder begann und am 2. Mai 1945 mit der Kapitulation der Wehrmacht in der Reichshauptstadt endete, waren vor allem die deutschen und sowjetischen Streitkräfte sowie die Zivilbevölkerung in und um Berlin involviert.

Noch auffälliger als diese Schieflage ist die Abwertung der sowjetischen Kämpfer, die unverkennbar von antikommunistischen und rassistischen Stereotypen geprägt ist. Die Moskauer-Reise des Autors und das Entgegenkommen seiner Gesprächspartner hatten offenbar wenig an seinen vorgeprägten Meinungen über die Sowjetunion und ihre Soldaten ändern können. Wenn auch die militärischen Leistungen der Roten Armee nicht unerwähnt bleiben, wird die Darstellung letztlich immer von den altbekannten Topoi des tapferen,

aber dumpfen und ungehobelten, des gemütvollen, aber unberechenbaren und brutalen Russen dominiert. Selbst die beiden sowjetischen Protagonisten des Buches, die Marschälle Schukow und Konjew, werden bei aller Achtung, die ihnen der Autor entgegenbringt, mit negativen Attributen belegt: Schukow sei von eigenen Offizieren als „ein Ungeheuer“ betrachtet worden (187),<sup>22</sup> Konjew habe in der Schlacht nicht „vor barbarischer Härte“ zurückgeschreckt (189), beide hätten den Deutschen gegenüber „nicht das geringste Mitleid“ empfunden (189). Bei den Eroberern Berlins wird zunächst ein Unterschied zwischen den Fronttruppen und den nachrückenden Einheiten gemacht. Während die Vorseinheiten der Roten Armee die Deutschen „kühl und knapp, doch peinlich korrekt“ behandelt hätten (369), wird das Verhalten der nachfolgenden „Horden“ (393) – auch dies eine geläufige Formulierung im Negativbild vom barbarischen Russen – in den grellsten Farben geschildert. Dabei verschwimmt wieder jede Differenzierung: Es waren „die Russen“, die „schändeten und plünderten“ (396), die „völlig außer sich gerieten“ (401) und außerdem so unzivilisiert waren, dass sie sich teilweise in „Klosettschüsseln wuschen“, da sie keine Toiletten kannten (401).

Symptomatisch für die eindimensionale Charakterisierung der sowjetischen Soldaten durch Ryan ist das große Gewicht, das in seinem Buch den Vergewaltigungen deutscher Frauen zukommt. Dieses Thema wird bereits zu Beginn als düstere Aussicht ausgiebig eingeführt (24–30), taucht dann immer wieder als Leitmotiv auf und wird am Ende eindringlich ausgebreitet. Selbstverständlich dürfen diese Kriegsverbrechen, die zu den dunkelsten Kapiteln der modernen Militärgeschichte gehören, in keiner Darstellung der Besetzung Berlins ausgeklammert bleiben. Die vage Angabe Ryans, dass zwischen 20 000 und 100 000 Frauen in Berlin vergewaltigt worden seien (419), bleibt sogar noch hinter neueren Schätzungen zurück, die von mindestens 100 000 Opfern ausgehen.<sup>23</sup> Dem Autor gebührt das Verdienst, als einer der Ersten den Opfern, die sich in der Regel schämten und schwiegen, eine Stimme geben und international Gehör verschafft zu haben. Doch wird die emotionale Wucht seiner Erzählung nicht durch die notwendige analytische Einordnung in die Geschichte des deutsch-sowjetischen Krieges und seiner Radikalisierungsprozesse ergänzt. Die komplizierten Schichtungen von Befreiung, Unterdrückung und Verbrechen, deren Analyse eine große Herausforderung für die Zeitgeschichtsforschung ist, vereinfacht Ryan in problematischer Weise. Das Schreckensbild des Rotarmisten als Plünderer und, schlimmer noch, als Vergewaltiger wird nur unzureichend durch das Bemühen um Differenzierungen abgeschwächt und prägt sich dem Leser als symptomatisch für die Rote Armee ein. Auch wenn an wenigen Stellen knapp auf die Verbrechen der

Deutschen in der Sowjetunion und in den Konzentrationslagern als mögliche Ursachen für die Radikalisierung der sowjetischen Truppen hingewiesen wird (337, 274), treten die sowjetischen Soldaten in erster Linie nicht als Befreier, sondern als grausame Rächer und Täter auf.

Dem steht eine Darstellung der deutschen Seite gegenüber, die den größten Anteil des Buches beansprucht, sich um Binnendifferenzierung der NS-Gesellschaft bemüht, dabei aber in ihrer Empathie und „Fairness“ reichlich weit geht. Nur an einer Stelle kommt der Autor, wenn auch unmissverständlich, auf den Holocaust als den „größten Greuel des Dritten Reiches“ zu sprechen (260–262). Es sind in seiner Erzählung britische und amerikanische Soldaten, „die in den deutschen Konzentrationslagern auf Hunderttausende von Häftlingen und Spuren millionenfachen Mordes stießen“. Die Befreiung von Auschwitz durch die Rote Armee spielt in Ryans Buch ebenso wenig eine Rolle wie die schrecklichen Todesmärsche und weitere deutsche Verbrechen an KZ-Häftlingen in der Endphase. Dagegen wird in mehreren Episoden die positive Geschichte der Evakuierung alliierter Soldaten aus einem Kriegsgefangenenlager bei Hannover erzählt, ein Marsch, der nicht in den Tod führt, sondern mit der Versöhnung zwischen Feinden endet. Der Terror gegen die eigene Bevölkerung, die zahllosen Morde an „Verrätern“, „Defätisten“, „Deserteuren“, Oppositionellen und politischen Häftlingen, durchzieht das Buch in vielen eindringlichen Geschichten. Doch als Täter treten nahezu ausschließlich die „Schergen“ und „Mordtrupps“ der SS und Gestapo auf. Der Anteil der NSDAP, der Wehrmacht, der Justiz, der regionalen und lokalen Verwaltung (Gauleitungen, Stadtverwaltungen etc.) an der letzten Eskalation innerer Gewalt wird von Ryan kaum mehr als angedeutet. Über allem thronen Hitler und seine Entourage als das Böse schlechthin, allerdings mit der zeittypischen Ausnahme des am Ende doch irgendwie „aufrechten“ Rüstungsministers Albert Speer – eine Sicht, die unkritisch der geschickten Selbstentlastung Speers nach 1945 folgt und ebenfalls unhaltbar ist.<sup>24</sup>

Diese selektive Wahrnehmung von deutschen Verbrechen und Tätern entsprach dem bis Ende der 1960er-Jahre dominierenden Trend der bundesdeutschen „Vergangenheitsbewältigung“, die Masse der Wehrmacht und der Gesellschaft aus der Verbrechen Geschichte der NS-Diktatur herauszulösen. Vor allem die Generale der Wehrmacht sind, bis auf jene aus der engsten Umgebung Hitlers (Keitel, Jodl, Krebs), die eigentlichen *good guys* der Geschichtserzählung Ryans: biedere, unpolitische Professionals mit herausragender Fachkompetenz und großem Verantwortungsbewusstsein, missbraucht von einem Diktator, der ihr Können und Pflichtgefühl ausnutzte und ihnen dazu noch ständig ins Handwerk pfuschte. Der Beste unter all diesen mit spürbarer

Bewunderung gezeichneten Soldaten – Guderian, Manteuffel, Busse, Wenck, Reyman, Weidling und andere – ist für den Autor Generaloberst Gotthard Heinrici, der eigentliche Held des Buches, dem ein eigenes Kapitel („Der General“) gewidmet ist und der auch im Nachwort als ein leuchtendes Beispiel soldatischer Tugenden herausgestellt wird. Die Forschung hat inzwischen sehr genau die Beteiligung der Wehrmachtsgeneralität an der verbrecherischen Kriegführung NS-Deutschlands herausgearbeitet.<sup>25</sup> Auch über die Mentalität und das Verhalten Heinricis ist heute so viel bekannt, dass seine eindimensional positive Charakterisierung im vorliegenden Buch umso stärker irritieren muss.<sup>26</sup> Doch Cornelius Ryan war nur einer von vielen, die sich gerne von der Selbstdarstellung der ehemaligen Wehrmachtsgeneralität täuschen ließen und an ihrer großen Erzählung von der „anständigen“ Wehrmacht mitwirkten.<sup>27</sup>

Deutlich nuancierter und differenzierter gelingt Ryan das Porträt der Berliner Bevölkerung. Hier liegt der größte Vorzug des Buches. Während der Autor in den Abschnitten über die Wehrmacht einer „Geschichte von oben“, wortwörtlich aus der Perspektive der deutschen Generalität, verhaftet bleibt, versucht er, den Kriegsalltag in Berlin „von unten“ zu erfassen. In der *Cornelius Ryan Collection* findet sich eine beeindruckende Zahl von Fragebögen, Interviews und anderen Dokumenten „ganz normaler“ Berliner, sorgsam geordnet nach den einzelnen Stadtteilen. Aus diesem Material hat Ryan ein Panorama der Einwohnerschaft Berlins zusammengestellt, das in einer solchen Breite kaum sonst in der Literatur dieser Zeit zu finden ist. Menschen der unterschiedlichsten Berufsgruppen und Schichten kommen zu Wort, unter ihnen sehr viele Frauen und auch Kinder und Jugendliche. Ebenso groß ist das Spektrum der Einstellungen zum Regime und des persönlichen Verhaltens angesichts der hereinbrechenden Katastrophe. Die Geschichten von aktiven NS-Tätern und verzweifelten Fanatikern stehen neben den Erzählungen über Opportunisten, Indifferente, Kritische und einfach nur um das tägliche Überleben Ringende, und auch die Menschen am Rande oder außerhalb der Mehrheitsgesellschaft, die Juden, Kommunisten, Inhaftierten, Agenten und andere, werden beachtet. Ryan zeigt die Gesellschaft der Reichshauptstadt, die 1939 mit 4,3 Millionen Menschen die drittgrößte Metropole der Welt war und im Frühjahr 1945 immer noch bis zu drei Millionen Bewohner hatte, in ihrer ganzen Heterogenität, und gleichzeitig wird immer wieder deutlich, dass die brutalen Exklusionsmechanismen des NS-Regimes weiterhin funktionierten. Sehr sinnfällig ist etwa die Episode des jüdischen Ehepaars Weltlinger, das sich nach der sowjetischen Befreiung für seine „arischen“ Nachbarn einsetzte (373 f.). „Doch dann wurden die Russen durch einen Angriff der SS gezwungen, sich aus dem Viertel zurückzuziehen, und dieselben Leute, die Weltlinger

am Tag zuvor gerettet hatte, verhielten sich plötzlich wieder feindselig.“ Es sind diese signifikanten Geschichten, die für sich sprechen und den Mangel an Quellenkritik und Analyse immer wieder vergessen lassen.

Dass sich das Buch Ryans wie eine Quellencollage liest und der Autor hinter den Berichten der Zeitzeugen zurücktritt, darf aber nicht über die politische Agenda Ryans hinwegtäuschen. Er will die Geschichte des Kriegsendes so erzählen, dass sie sich mit den Fronten des Kalten Krieges in Einklang bringen lässt. Der Autor vermittelt sein eigenes Geschichtsbild durch die Auswahl und Montage der von ihm gesammelten historischen Miniaturen. Besonders evident wird der Subtext eines auf die Gegenwart bezogenen Deutungsangebots am Ende des Buches: Zunächst suggeriert die schockierende Beschreibung der sowjetischen Exzesse in Berlin, was vom „Russen“ zu erwarten ist (393–402). Dann gehen Hitler und seine treuesten Mitarbeiter endgültig und für immer unter (402–412). Dem folgt zukunftsweisend die Quasi-Verbrüderung deutscher und westallierter Soldaten, die sich höchst respektvoll verabschieden (413–415): „Auf Wiedersehen“ – als Waffenbrüder in der NATO. Sogar von einem letzten Sieg der Wehrmacht wird berichtet, dem Ausbruch von Teilen der 9. Armee aus dem Kessel von Halbe, der ein Absetzen nach Westen (!) ermöglicht (415 f.). Auf der vorletzten Seite (416) stirbt qualvoll ein „SS-Henker“ – auch die kleinen Ungeheuer verschwinden. In der letzten Episode des Buches lässt Ryan die Deutsche Ilse Antz aus einem finsternen Keller in den leuchtenden Frühling aufsteigen, Symbol für die kommende Auferstehung einer Stadt und einer Nation (417).

\* \* \*

Über diese Art von Geschichtsschreibung kann sich die professionelle Zeitgeschichtsforschung mit ihren hohen methodischen und analytischen Ansprüchen mokieren. Zugleich sollte sie sich aber den Vorwurf machen, die Geschichte der Endphase des „Dritten Reiches“ zu lange der selbstentlastenden Operationsgeschichtsschreibung des ehemaligen Generalstabs, der Hitler-Biografik mit ihrer Fixierung auf den „Führerbunker“ sowie historischen Journalisten wie John Toland, Erich Kuby<sup>28</sup> oder eben Cornelius Ryan überlassen zu haben. Erst die große Studie von Klaus-Dietmar Henke über die amerikanische Besetzung Deutschlands,<sup>29</sup> die Debatte über die „Verbrechen der Wehrmacht“ und das neue wissenschaftliche Interesse für die „NS-Volksgemeinschaft“ gaben der Forschung die notwendigen Impulse, sich endlich der Militär- und Gesellschaftsgeschichte von 1944/45 zu widmen. In den letzten Jahren sind bemerkenswerte Studien deutscher Wissenschaftler über die Wehrmacht im „Endkampf“ und über die Gesellschaftsgeschichte der Gewalt

im letzten Kriegsjahr („Endphaseverbrechen“)<sup>30</sup> sowie gelungene Synthesen angelsächsischer Historiker<sup>31</sup> über das langwierige Ende der NS-Herrschaft erschienen. Nach wie vor fehlen aber befriedigende wissenschaftliche Gesamtdarstellungen des Kriegsendes im Osten, der Besetzung Berlins und der Berliner Gesellschaft (und Stadtverwaltung) in den letzten Kriegsmonaten – ein neuer Sammelband über Berlin 1933 – 1945 geht nur wenige Seiten auf die Endphase ein.<sup>32</sup> Das amtliche bundesdeutsche Geschichtswerk über das Deutsche Reich und den Zweiten Weltkrieg bietet zwar eine detaillierte Operationsgeschichte des Kampfes um Berlin, verzichtet aber auf jede nähere Analyse des Schicksals der Zivilbevölkerung in diesem Inferno.<sup>33</sup>

Diese Desiderate tragen dazu bei, dass die Darstellung Ryans lesenswert bleibt. Sie bündelt zahlreiche Egodokumente und Erinnerungen zu einem Kaleidoskop biografischer Einzelschicksale, die teilweise von großer Prägnanz sind. Besonders gelungen sind die vielen repräsentativen Einblicke in den Berliner Kriegsalltag am Ende der NS-Diktatur. Vor allem in diesen Abschnitten profitiert die Erzählung vom journalistischen Geschick Ryans und der großen Zahl an Zeitzeugen, die er wegen der zeitlichen Nähe zu den Ereignissen noch befragen konnte. Der *Ryan style* vermag eine atmosphärische Dichte zu erzeugen, die den Charakter des historischen Geschehens viel anschaulicher und lebendiger vermittelt als die meisten gelehrten Bücher. Der Leser wird durch die schnell wechselnden Bilder in die Dramatik der Ereignisse förmlich hineingezogen und bekommt einen gewissen Eindruck von der ungeheuren Gewalt, die der Krieg und der Zusammenbruch des Regimes in und um Berlin entfesselten.

Man wird die Vorzüge der Geschichtserzählung Ryans nicht erfassen, wenn man sie als das zu lesen versucht, was sie ganz dezidiert nicht ist: eine reflektierte Studie mit wissenschaftlichem Anspruch. Sein Buch ist eine historische Collage mit den Zügen eines packenden Tatsachenromans. Zugleich sprechen aus dem Text die Meinungskämpfe und Geschichtsbilder des Kalten Krieges. Ryans Bericht ist selbst ein Zeitzeugnis, ein prominentes Beispiel für ein lange dominierendes Narrativ über den Zweiten Weltkrieg, das bei Erscheinen keineswegs mehr unangefochten war. Seine Lektüre setzt heute den kritischen, informierten Leser voraus. Wer den zeithistorischen Kontext mitzulesen weiß, kann sich umso bewusster auf das einlassen, was das Buch auch ist: eine Geschichtserzählung von eigenem Wert über einige der dramatischsten Wochen der deutschen und europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Zur Biografie Ryans vgl. Douglas McCabe, Introduction, in: Cornelius Ryan, *The Longest Day. The D-Day 70th Anniversary Collector's Edition*, London 2014, S. 9–11; About the Author, ebenda, S. 4; Michael Shapiro, *The Reporter Whom Time Forgot. How Cornelius Ryan's The Longest Day changed journalism*, in: *Columbia Journalism Review*, 13.5.2010; Cornelius Ryan, in: *Internationales Biographisches Archiv (Munzinger)* 13 (1975), 17.3.1975.
- <sup>2</sup> Zitat aus einem Brief Ryans, in: Shapiro, Reporter.
- <sup>3</sup> Vgl. McCabe, Introduction, S. 10.
- <sup>4</sup> Ryan über seine Erfahrungen als Reporter in Israel 1946/47, ebenda, S. 10 f.
- <sup>5</sup> Die amerikanischen Erstausgaben haben 571 (*The Last Battle*, New York 1966) und 670 Seiten (*A Bridge Too Far*, New York 1974), wobei die Bücher so großzügig gesetzt waren, dass der Umfang der deutschen Erstausgaben deutlich geringer war: 480 Seiten (*Der letzte Kampf*, München 1966) und 427 Seiten (*Die Brücke von Arnheim*, Gütersloh 1975).
- <sup>6</sup> <http://www.library.ohio.edu/about/collections/archives-special-collections/manuscript-collections/cornelius-ryan-collection-of-world-war-ii-papers/>.
- <sup>7</sup> <http://www.library.ohio.edu/wp-content/uploads/2013/02/Last-Battle-Inventory-List.pdf>.
- <sup>8</sup> Vgl., auch zu Folgendem, Dominic Phelan, *Cornelius Ryan and the Battle for the Kremlin Archives*, in: *History Ireland* 18 (2010), Heft 3, S. 38–41.
- <sup>9</sup> John Erickson, *The Soviet High Command 1918–1941: A Military-Political History 1918–1941*, London 1962.
- <sup>10</sup> Vgl. John Toland, *The Last 100 Days*, New York 1966. Das Buch erschien in Deutschland beim selben Verlag wie das Buch Ryans (Droemer/Knaur), allerdings erst zwei Jahre später: *Das Finale. Die letzten 100 Tage*, München/Zürich 1968.
- <sup>11</sup> Die genaue Absatzzahl konnte Droemer/Knaur auf Anfrage leider nicht mitteilen.
- <sup>12</sup> S. L. A. Marshall, *Berlin, April, 1945*, in: *The New York Times*, 27.3.1966.
- <sup>13</sup> Thomas Carmichael, *Armageddon in Berlin: a Dramatic Communiqué*, in: *Life Magazine*, 1.4.1966, S. 8, 12.
- <sup>14</sup> Zitiert nach „*The Red Tape Road to Berlin*“, in: *Saturday Review*, 26.3.1966, S. 30 f.
- <sup>15</sup> Vgl. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24.9.1966, S. 59.
- <sup>16</sup> *Krasnaja Zvezda*, zitiert nach: Phelan, Cornelius Ryan, S. 40.
- <sup>17</sup> Jakob Hausmann, *Berlin im Frühjahr 1945*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 16.3.1967, S. 10. Vgl. auch die wohlwollende Annotation in: *Der Spiegel*, 23.5.1966, S. 39 f.
- <sup>18</sup> Bodo Scheurig, *Frühjahr 1945. Ein Buch, mehr Reportage als Geschichte*, in: *Die Zeit*, 7.10.1966, S. 55.
- <sup>19</sup> Eine Ausnahme ist die positive Rezension des Berliner Landeshistorikers Eberhard Faden, ehemals NSDAP-Mitglied und bis 1945 Stadtarchivdirektor von Berlin, in: *Das Historisch-Politische Buch* 15 (1967), S. 178 f.
- <sup>20</sup> Vgl. Phelan, Cornelius Ryan, S. 40.
- <sup>21</sup> Vgl. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24.9.1966, S. 59.
- <sup>22</sup> Die Zahlen verweisen im Folgenden auf die Seiten der vorliegenden Ausgabe.
- <sup>23</sup> Vgl. Barbara Johr, *Die Ereignisse in Zahlen*, in: Helke Sander/Barbara Johr (Hrsg.), *Befreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigungen, Kinder*, Frankfurt a. M. 2005, S. 46–73, hier S. 54 f.
- <sup>24</sup> Vgl. Magnus Brechtken, „Ein Kriminalroman könnte nicht spannender erfunden werden.“ Albert Speer und die Historiker, in: Ders. (Hrsg.): *Life Writing and Political Memoir*, Göttingen 2012, S. 35–78.
- <sup>25</sup> Vgl. Johannes Hürter, *Hitlers Heerführer. Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42*, München 2006.
- <sup>26</sup> Vgl. Johannes Hürter, *Ein deutscher General an der Ostfront. Die Briefe und Tagebücher des Gotthard Heinrici 1941/42*, Erfurt 2001.
- <sup>27</sup> Vgl. Johannes Hürter, *Die Wehrmachtsgeneralität und die „Bewältigung“ ihrer NS-Vergangenheit*, in: *Forum für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte* 18 (2014), Heft 1, S. 17–30.
- <sup>28</sup> Erich Kuby, *Die Russen in Berlin 1945*, München 1965.
- <sup>29</sup> Klaus-Dietmar Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, München 1995.
- <sup>30</sup> Andreas Kunz, *Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945*, München 2005; John Zimmermann, *Pflicht zum Untergang. Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944/45*, Paderborn 2009; Sven Keller, *Volksgemeinschaft am Ende. Gesellschaft und Gewalt 1944/45*, München 2013.
- <sup>31</sup> Richard Bessel, *Germany 1945. From War to Peace*, New York 2010; Ian Kershaw, *Das Ende. Kampf bis in den Untergang. NS-Deutschland 1944/45*, München 2011. Als neuere populäre Überblicksdarstellung vgl. Antony Beevor, *Berlin 1945. Das Ende*, München 2002.
- <sup>32</sup> Michael Wildt/Christoph Kreutzmüller (Hrsg.), *Berlin 1933–1945*, München 2013. Im Vorwort wird für die gesamte NS-Zeit konstatiert, es sei erstaunlich, „wie wenig die Geschichte der Stadt und ihrer Gesellschaft gerade für diese Zeit aufgearbeitet ist“ (ebenda, S. 7).
- <sup>33</sup> *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, hrsg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 10/1: Rolf-Dieter Müller (Hrsg.), *Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches, Erster Halbband: Die militärische Niederwerfung der Wehrmacht*, München 2008, S. 588–673 (Beitrag Richard Lakowski). Zur Roten Armee in der Berliner Operation immer noch maßgeblich: John Erickson, *The Road to Berlin, Stalin's War with Germany*, Volume 2, London 1983, S. 531–640.

Dieses Buch ist dem Andenken eines Jungen gewidmet, der in den letzten Kriegsmonaten in Berlin geboren wurde. Sein Name ist Peter Fechter. 1962 erschossen ihn seine Landsleute und ließen ihn an der Berliner Mauer, dem tragischen Denkmal des Sieges der Alliierten, verbluten.

## *Geleitwort* des Regierenden Bürgermeisters von Berlin

Dies ist ein sehr erregendes, ein sehr menschliches und ein sehr wichtiges Buch.

Die jahrelange gewissenhafte Vorarbeit des Autors hat sich gelohnt. Wie kein anderer hat er in den Griff bekommen, was sich in den letzten Monaten, Wochen und Tagen des Zweiten Weltkrieges zwischen Oder und Elbe zugetragen hat. Was sich vor allem auf dem Boden unseres hart geprüften und heißgeliebten Berlin abgespielt hat. Durch dieses Buch erfahren wir mehr als zuvor über die auf Berlin bezogenen politischen Überlegungen und militärischen Planungen der gegen die Verderber Deutschlands verbündeten Mächte. Cornelius Ryan verdient besondere Anerkennung dafür, daß er dem anständigen deutschen Soldaten Gerechtigkeit widerfahren läßt. Und vor allem auch dafür, daß er das tödlich bedrohte Leben von Berlinern so klar und bewegend eingefangen hat.

Dieses Buch behandelt ein dramatisches Kapitel jüngster Vergangenheit. Aber der Gesinnung nach ist es der Zukunft zugewandt. Wer miterlebt und mitentschieden hat, wie die größte Trümmerwüste in diesem Teil der Welt mit neuem Leben erfüllt wurde, der muß hoffen, daß die Lehren von 1945 – und der Jahre, die dorthin führten – nicht verlorengehen; der ist auch empfänglich für die Frage, ob der eigentliche Sieg nicht noch aussteht.

Ryan weiß nicht nur um die Verbrechen, die bis in den Mai 1945 hineinführten. Er weiß auch um die schrecklich unzulänglichen Antworten, die auf eine große Herausforderung gegeben wurden. Mit anderen Worten: Die Mauer muß nicht nur überwunden werden, weil sie für uns Deutsche unerträglich ist. Sie muß auch überwunden werden, weil sie die großen Anstrengungen einer herausgeforderten Welt beleidigt.



(Willy Brandt)

# *Inhalt*

<i>Vorwort</i>	Tag A, Montag, der 16. April 1945	9
<i>Erster Teil</i>	Die Stadt	11
<i>Zweiter Teil</i>	Der General	53
<i>Dritter Teil</i>	Das Ziel	87
<i>Vierter Teil</i>	Die Entscheidung	143
<i>Fünfter Teil</i>	Die Schlacht	269
<i>Anhang</i>	Die Verluste	419
	Die Teilnehmer an der Schlacht um Berlin – damals und heute	421
	Danksagung	451
	Bibliographie	456
	Register	469
 <i>Bilddokumentation</i>		
<i>Erster Teil</i>	Die Berliner	48
<i>Zweiter Teil</i>	Die Verteidiger	96
<i>Dritter Teil</i>	Die Angreifer	176
<i>Vierter Teil</i>	Hitler und sein Hofstaat	224
<i>Fünfter Teil</i>	Das Ende der Stadt	320

## *Vorwort*    *Tag A, Montag, der 16. April 1945*

Die Schlacht um Berlin, die letzte Offensive gegen das Dritte Reich, begann am Montag, dem 16. April, Punkt 4 Uhr morgens – am *A-Day*, wie er von den westlichen Alliierten genannt wurde. In diesem Moment flammten etwa sechzig bis siebzig Kilometer östlich der Hauptstadt am nächtlichen Himmel über der angeschwollenen Oder rote Leuchtkugeln auf. Sie lösten das ohrenbetäubende Artilleriefeuer aus, mit dem der russische Angriff auf Berlin begann.

Ungefähr zur gleichen Zeit wandten sich Teile der 9. US-Armee, die kurz vor Berlin standen, wieder nach Westen und bezogen neue Stellungen an der Elbe zwischen Tangermünde und Magdeburg. Am 14. April, um 15 Uhr, hatte General Eisenhower beschlossen, den Vorstoß der westalliierten Armeen durch Deutschland zu beenden. »Berlin«, sagte er, »ist kein militärisches Ziel mehr.« Als die amerikanischen Truppen den Befehl erhielten, waren einige von ihnen nur noch fünfzig bis siebzig Kilometer von der deutschen Hauptstadt entfernt.

Die Berliner erwarteten den Angriff in den Bombenruinen ihrer Stadt. Verschreckt und benommen klammerten sie sich nur noch an die eine Hoffnung – das Ende dieses Krieges zu überleben. Essen war wichtiger geworden als Lieben, Eingraben ehrenvoller als Kämpfen, Durchhalten militärisch richtiger als Siegen.

Dies ist die Geschichte der letzten Schlacht – des Kampfes um Berlin. Zwar werden in diesem Buch auch die Kampfhandlungen geschildert, doch ist es nicht nur ein Bericht von den militärischen Ereignissen. Es ist die Geschichte jener Menschen – Soldaten und Zivilisten –, die Verzweiflung und Schrecken, Unheil und Grauen der Niederlage und des Sieges erlebten.

Was aber tatsächlich geschah in dem Kriege, erlaubte ich mir nicht nach Auskünften des ersten besten aufzuschreiben, auch nicht nach meinem Dafürhalten, sondern bin Selbsterlebtem und Nachrichten von andern bis ins einzelne nachgegangen. Mühsam war diese Forschung, weil die Zeugen der einzelnen Ereignisse nicht dasselbe über dasselbe aussagten, sondern je nach Gunst oder Gedächtnis. Zum Zuhören wird vielleicht diese undichterische Darstellung minder ergötzlich scheinen; wer aber das Gewesene klar erkennen will . . ., der mag es so für nützlich halten, und das soll mir genug sein.

Thukydides  
Geschichte des Peloponnesischen  
Krieges, I 22

*Erster Teil* Die Stadt

## I

In den nördlichen Breiten wird es früh hell. Als um 3 Uhr 45 morgens die Bomber über der Stadt abdrehen, begann es im Osten schon zu dämmern. In der Morgenstille ragten über Pankow, Weißensee und Lichtenberg riesige schwarze Rauchsäulen in den Himmel. Eine niedrige Wolkendecke lag über der Stadt, und das erste sanfte Tageslicht war nur schwer vom Widerschein der Brände zu unterscheiden, die in dem von Bomben zerfetzten Berlin wühten.

Unter den langsam abziehenden Rauchschwaden erhob sich in makabrer Pracht Deutschlands zertrümmerte Hauptstadt. Ihr Antlitz war von Ruß geschwärzt und durch Tausende von Kratern entstellt. Im Zentrum der Hauptstadt waren ganze Wohn- und Geschäftsviertel verschwunden. Wo einst breite Straßen und Alleen gewesen, schlängelten sich jetzt Trampelpfade durch die Trümmerberge und das bizarre Gewirr verbogener Eisenträger. Überall, in kilometerweitem Umkreis, starrten ausgebrannte, fensterlose Häuser in den Himmel. Nach dem Luftangriff rieselte ein feiner Regen aus Ruß und Asche herab und bedeckte die Ruinen. In den großen Schluchten aus geborstenem Stein und verbogenem Stahl regte sich nichts außer dem vom Wind aufgewirbelten Staub. Er fegte die breite Allee Unter den Linden hinunter. Die berühmten Bäume waren kahl, die Knospen an den Zweigen verdorrt. Nur wenige der an der Prachtstraße gelegenen Banken, Bibliotheken und eleganten Geschäfte waren unbeschädigt. Im Westen stand immer noch Berlins berühmtes Wahrzeichen: das Brandenburger Tor mit dem Viergespann der Viktoria über seinen zwölf massiven dorischen Säulen.

In der nahen, von Regierungsgebäuden und Palästen gesäumten Wilhelmstraße sah es schlimm aus. Die Trümmer waren mit den glitzernen Scherben zersplitterter Fensterscheiben übersät. Das schöne kleine Palais mit der Hausnummer 73, in der Zeit vor dem Dritten Reich Amtssitz der deutschen Reichspräsidenten, war ausgebrannt. Die steinernen Nymphen des Springbrunnens vor dem Gebäude lagen zerbrochen zwischen den Säulen des Eingangs. Die beiden von Bombensplittern zerschlagenen weiblichen Statuen unter dem Dach beugten sich kopflos über den mit Schutt bedeckten Vorhof.

Das ein Stück weiter gelegene Haus Nr. 77, das alte Reichskanzlerpalais, war schwer beschädigt, ebenso die sich anschließende Reichskanzlei vom Ende der zwanziger Jahre. Die Fassade mit dem wuchtigen Balkon, von der die Welt so viele wahnwitzige Reden gehört hatte, war voller Löcher und Schrammen. Äußerlich angeschlagen, aber sonst intakt war auch der langgestreckte Prunkbau in der nächsten Querstraße. Die steinernen Adler über den Eingängen mit den lorbeerumkränzten Hakenkreuzen in den Klauen trugen zwar tiefe Narben, aber Adolf Hitlers Reichskanzlei stand noch.

Am Ende des von Ruinen gesäumten Kurfürstendamms ragte das häßliche Skelett der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche empor. Die Zeiger der rauchgeschwärzten Uhr standen genau auf 7 Uhr 30. Sie waren an einem Novemberabend im Jahr 1943 stehengeblieben, als Bomben einen großen Teil der Innenstadt dem Erdboden gleichgemacht hatten.

Nach Norden und Osten blickte die Kirche auf ein einziges Trümmergewirr, den einst weltberühmten Berliner Zoo. Das Aquarium war völlig zerstört, die Häuser mit den Reptilien, Nilpferden, Känguruhs, Tigern und Elefanten hatten schwere Schäden davongetragen. Der den Zoo umgebende Tiergarten, ein großer Park, war ein Niemandsland mit riesigen Bombentrichtern und Trümmern. Die Gebäude der Botschaften und Gesandtschaften, die hier residiert hatten, waren weitgehend zerstört. Einst war der Park ein nahezu natürlicher Wald mit herrlichen Bäumen gewesen, von denen jetzt nur noch verkohlte, häßliche Stümpfe übrig waren.

An der nordöstlichen Ecke des Tiergartens erhob sich Berlins imposanteste Ruine – nicht von alliierten Bombern, sondern von deutschen Politikern zerstört. Der Reichstag, Sitz des Parlaments, war 1933 von den Nationalsozialisten in Brand gesteckt worden. Sie hatten die Kommunisten der Brandstiftung beschuldigt und auf diese Weise Hitler wirksame propagandistische Möglichkeiten für die bevorstehenden Reichstagswahlen verschafft. Auf dem zerfallenen Portikus über dem von sechs Säulen getragenen Eingang, über einem Meer von Trümmern, standen rußgeschwärzt die in den Stein gemeißelten Worte: »Dem deutschen Volke«.

Die Denkmäler vor dem Reichstagsgebäude waren zerstört oder schwer beschädigt. Eines indes, einst das beherrschende Monument des nördlichen Tiergartens, hatte Beschuß und Bombardement überstanden. Hitler hatte es im Jahre 1938 abtragen und etwa in der Mitte der sogenannten Ost-West-Achse, jener elf Kilometer langen Gera-

den, die sich von der Havel im Westen bis zu den Linden im Zentrum erstreckt, wieder errichten lassen. Als an diesem März morgen die Sonne aufging, fielen ihre Strahlen auf die goldene Figur, die das mehr als sechzig Meter hohe dunkelrote Bauwerk krönt: eine geflügelte Statue mit einem Lorbeerkranz in der einen Hand und einem mit dem Eisernen Kreuz geschmückten Feldzeichen in der andern. Unberührt erhob sie sich über Schutt und Trümmer – die Berliner Siegestsäule.

Über der verwüsteten Stadt heulten die Sirenen Entwarnung. Der dreihundertvierzehnte alliierte Luftangriff auf Berlin war vorüber. In den ersten Kriegsjahren hatte es nur sporadische Angriffe gegeben, doch jetzt wurde die Stadt fast pausenlos bombardiert – bei Tag von den Amerikanern, bei Nacht von den Engländern. Die Zerstörungen überstiegen jedes Maß. Die Bomben hatten mehr als fünfundzwanzig Quadratkilometer bebauten Gebietes dem Erdboden gleichgemacht – das Zehnfache dessen, was die deutsche Luftwaffe in London zerstört hat. Nahezu einhundert Millionen Kubikmeter Schutt lagen auf den Straßen – eine Menge, für deren Transport man 120 000 Güterzüge benötigen würde. Fast die Hälfte der 1 562 000 Wohnungen in Berlin war beschädigt und jedes dritte Haus völlig zerstört oder unbewohnbar. Über die Zahl der Bombenopfer gibt es keine genauen Angaben – es waren jedoch mindestens 52 000 Tote und doppelt soviel Schwerverletzte. Doch das Schwerste stand Berlin zu jenem Zeitpunkt noch bevor.

Es schien unglaublich, daß in dieser Wüstenei überhaupt noch Menschen lebten. Das Leben ging auf eine gespenstisch anmutende Weise seinen normalen Gang. Zwölf tausend Polizisten taten noch immer ihren Dienst. Briefträger stellten die Post zu; die Zeitungen erschienen täglich; der Telefon- und Telegrafverkehr funktionierte; die Mülltonnen wurden geleert. Einige Kinos und Theater und sogar ein Teil des schwer mitgenommenen Zoos hatten geöffnet. Die Berliner Philharmoniker gaben die letzten Konzerte der Saison. Die Kaufhäuser veranstalteten Sonderverkäufe. Die Lebensmittelläden und Bäckereien öffneten jeden Morgen, Wäschereien, Reinigungsanstalten und Kosmetiksalons machten gute Geschäfte. Untergrund- und s-Bahn waren in Betrieb, die wenigen noch existierenden eleganten Bars und Restaurants waren überfüllt, und auf dem Potsdamer Platz priesen die berühmten Berliner Blumenfrauen scheinbar ungerührt ihre Sträuße an.

In etwa zwei Dritteln der großen Berliner Fabriken wurde gearbeitet. Fast 600 000 Menschen gingen noch ihrem Beruf nach. Allerdings war der Weg zum Arbeitsplatz nicht immer leicht. Oft waren die Berliner stundenlang unterwegs. Es gab Umleitungen und Stauungen, häufig brach der Verkehr völlig zusammen. Wer rechtzeitig zur Arbeit kommen wollte – und das wollten sie alle, denn die Amerikaner erschienen oft schon um neun Uhr morgens über der Stadt –, mußte noch früher aufstehen als sonst.

Höhlenbewohnern einer wüsten Vorzeit gleich krochen die Berliner an diesem sonnigen Morgen in den zwanzig weithingedehnten Stadtbezirken ans Tageslicht. Sie tauchten aus den U-Bahn-Schächten auf, aus den Schutzräumen öffentlicher Gebäude und aus den Kellern ihrer schwerbeschädigten Häuser. So verschieden ihre Hoffnungen und Ängste und politischen Ansichten waren, in einem waren sich alle Berliner einig: Wer wieder eine Nacht überlebt hatte, war entschlossen, auch den darauffolgenden Tag zu überleben.

Das gleiche galt für alle anderen Deutschen. Das Land stand im sechsten Kriegsjahr und kämpfte verzweifelt um seine Existenz. In Hitlers Reich, das tausend Jahre bestehen sollen, war im Westen und Osten der Feind eingedrungen. Die britischen und amerikanischen Streitkräfte hatten den Rhein bereits überschritten und stießen zügig auf Berlin vor. Die Distanz verringerte sich bedrohlich. Am meisten aber fürchteten die Deutschen das, was im Osten heraufzog. Jenseits der Oder, keine achtzig Kilometer mehr entfernt, standen die russischen Armeen.

Es war Mittwoch, der 21. März 1945 – Frühlingsanfang. In der ganzen Stadt hörten die Berliner an diesem Morgen im Radio den neuesten Schlager: »Das wird ein Frühling ohne Ende...«

## 2

Auf die drohende Gefahr reagierten die Berliner unterschiedlich. Manche ignorierten hartnäckig die Tatsachen oder hofften auf eine glückliche Wendung der Ereignisse. Manche forderten das Unglück entschlossen heraus. Andere antworteten mit Wut oder Angst auf das Unvermeidliche, und viele erkannten, daß ihnen nichts anderes übrigblieb, als dem Kommenden mutig die Stirn zu bieten.

Im südwestlichen Verwaltungsbezirk Zehlendorf wohnte der Milch-

mann Richard Poganowska. Wie immer war er schon im Morgen-  
grauen auf den Beinen. In den vergangenen Jahren hatte er seine  
Tätigkeit oft als eintönig empfunden. Jetzt war er froh darüber. Er  
war bei der dreihundert Jahre alten Domäne Dahlem in dem gleich-  
namigen eleganten, nur wenige Kilometer von der Stadtmitte ent-  
fernten Teil des Bezirks Zehlendorf beschäftigt. In jeder anderen  
Stadt hätte man die Lage des Milchhofs als merkwürdig betrachtet,  
doch nicht in Berlin: Ein Fünftel des Stadtgebiets besteht aus Parks  
und Wäldern; Seen, Kanäle und Flüsse lockern die bebaute Fläche auf.  
Trotzdem wäre es Poganowska und den anderen Angestellten der  
Domäne lieber gewesen, wenn der Hof woanders gelegen hätte – weit  
draußen vor der Stadt, wo nicht ständig Bombenangriffe drohten.

Poganowska hatte mit seiner Frau Lisbeth und den drei Kindern die  
Nacht wieder einmal im Keller des Hauptgebäudes an der Königin-  
Luise-Straße verbracht. An Schlaf war bei dem Bellen der Flak-  
geschütze und den Detonationen der Bomben nicht zu denken gewe-  
sen. Wie alle anderen Menschen im Berlin jener Tage litt der  
hochgewachsene, neununddreißig Jahre alte Milchmann unter stän-  
diger Müdigkeit.

Er hatte keine Ahnung, wo in dieser Nacht die Bomben gefallen  
waren, nur daß es nicht in der Nähe der großen Kuhställe der Domäne  
gewesen war, wußte er. Den zweihundert wertvollen Milchkühen  
war nichts geschehen. Die Tiere schien nichts aus der Ruhe zu brin-  
gen. Inmitten des martialischen Lärms standen sie stumpf und gelas-  
sen da, kauten ihr Futter und gaben Milch. Poganowska schüttelte  
immer wieder staunend den Kopf.

Schläfrig belud er den alten braunen Milchwagen, schirrte Lise und  
Hans an, seine beiden Braunen, und ließ sich neben seinem grauen  
Spitz Poldi nieder, der bereits auf den Bock gesprungen war. Dann  
machte er sich auf den Weg. Er rumpelte über den kopfsteingepfla-  
sterten Hof, bog nach rechts in die Pacelliallee ein und fuhr nach  
Norden in Richtung Schmargendorf. Es war sechs Uhr morgens. Vor  
neun Uhr abends pflegte er nicht nach Hause zu kommen.

Trotz seiner Müdigkeit hatte Poganowska sich seinen mürrischen  
Humor bewahrt, mit dem er den zwölfhundert Kunden, die er zu  
betreuen hatte, täglich neuen Mut zusprach. Seine Route berührte drei  
große Bezirke: Zehlendorf, Schöneberg und Wilmersdorf. Alle drei  
waren stark bombardiert worden. Schöneberg und Wilmersdorf, die  
der Stadtmitte am nächsten lagen, waren fast völlig zerstört. Allein in  
Wilmersdorf hatten die Bomben mehr als 36 000 Wohnungen ver-

nichtet. Beinahe die Hälfte der 340 000 Einwohner der beiden Bezirke war obdachlos. Unter diesen Umständen war ein fröhliches Gesicht ein seltener und willkommener Anblick. Trotz der frühen Stunde warteten an fast jeder Kreuzung die Kunden auf Poganowska. Überall sah man in jenen Tagen Schlangen – vor allem vor den Fleischerläden und Bäckereien. Sogar um Wasser standen die Leute an, wenn die Hauptleitungen getroffen worden waren. Obwohl seine Kunden jedesmal schon in Scharen auf ihn warteten, schwang Poganowska eine große Kuhglocke und meldete so seine Ankunft. Er tat dies seit Anfang des Jahres, seit es ihm wegen der immer häufigeren Tagesangriffe nicht mehr möglich war, die Milch ins Haus zu liefern. Für seine Kunden war die Glocke, genau wie Poganowska selbst, zu einer Art Symbol geworden.

Auch an diesem Morgen war es nicht anders. Poganowska wünschte seinen Kunden einen guten Tag und verkaufte ihnen ihre Milch-, Käse- und Butterrationen. Einige von diesen Leuten kannte er schon jahrelang, und sie wußten, daß sie hin und wieder mit einer kleinen Zugabe rechnen konnten. Gewisse Tricks bei der Abrechnung der Lebensmittelkarten ermöglichten es Poganowska, zu besonderen Gelegenheiten wie Taufe oder Hochzeit ein wenig mehr Milch oder Sahne abzugeben. Das war natürlich gesetzwidrig und deshalb riskant – doch damals mußten alle Berliner solche Risiken auf sich nehmen.

Poganowskas Kunden wirkten von Tag zu Tag müder, gespannter und nachdenklicher. Nur noch wenige Leute sprachen über den Krieg. Kein Mensch wußte, wie die Lage wirklich war. Vielleicht wollten sie es auch nicht wissen, denn es hätte ja ohnedies niemand etwas ändern können. Poganowska vermied es, das Gespräch darauf zu bringen. Er flüchtete sich täglich fünfzehn Stunden lang in seine Arbeit und verdrängte, wie Tausende anderer Berliner, jeden Gedanken an den Krieg

Seit neuestem achtete er jeden Tag auf gewisse Dinge, die ihm halfen, seine Zuversicht zu bewahren. Vor allem waren die Straßen immer noch frei. Es gab auf den Hauptstraßen keine Sperren oder Panzerfallen; man sah keine Geschütze oder getarnten Panzer, keine Soldaten, die Schlüsselstellungen besetzten. Nichts deutete darauf hin, daß die Behörden oder militärischen Stellen mit einem russischen Angriff rechneten oder daß der Stadt eine Belagerung drohte.

Es gab noch einen anderen kleinen, aber wichtigen Anhaltspunkt. Poganowska warf jeden Morgen, wenn er durch Friedenau fuhr, einen Blick auf das Haus eines bekannten Nazi, der ein hoher Beamter

bei der Berliner Post war. Durch das offene Wohnzimmerfenster sah er das große Porträt in dem wuchtigen Rahmen. Das protzige Bild mit dem herrischen Gesicht Adolf Hitlers hing noch an der Wand. Pogonowska kannte die Bürokraten des Dritten Reichs. Wäre die Lage wirklich kritisch gewesen, so hätte man diesen dem »Führer« geweihten Altar bestimmt schon entfernt.

Er beugte sich zu den Pferden vor, schnalzte leise mit der Zunge und fuhr weiter. Er sah trotz allem keinen besonderen Grund, sich übermäßig Sorgen zu machen.

Es gab keinen Stadtteil, dem Luftangriffe völlig erspart geblieben waren, doch Spandau, Berlins zweitgrößter, am weitesten westlich gelegener Bezirk, war der am meisten gefürchteten Angriffsart, dem Flächenbombardement, bis jetzt entgangen. Nacht für Nacht rechneten die Spandauer mit den Bombenteppichen. Sie wunderten sich, daß es bisher nicht dazu gekommen war, denn in Spandau war Berlins riesige Rüstungsindustrie konzentriert.

Im Gegensatz zu den in der Stadtmitte gelegenen Bezirken, die zu fünfzig bis fünfundsiebzig Prozent zerbombt waren, hatte Spandau nur zehn Prozent seiner Gebäude verloren. Dies bedeutete immerhin, daß mehr als tausend Häuser völlig zerstört oder unbewohnbar waren, doch die abgebrühten Berliner konnte das nicht beeindrucken. In den schwer mitgenommenen mittleren Bezirken ging das Wort um: »Die Spandauer Zwerge kommen zuletzt in die Särge.«

Am westlichen Rand Spandaus, in dem ruhigen, ländlichen Staaken, wohnte der Druckereidirektor Robert Kolb mit seiner Frau Ingeborg. Beide waren froh, daß sie bis jetzt von größeren Anriffen verschont geblieben waren. Die einzigen Bomben, die in dieser Gegend gefallen waren, hatten dem in der Nähe gelegenen Flugplatz gegolten. Sie hatten ihr Ziel jedoch verfehlt und nur geringen Schaden angerichtet. Das einstöckige gelb und braun verputzte Haus mit der verglasten Veranda und dem großen Garten war bisher unbeschädigt geblieben. Das Leben verlief so gut wie normal – nur daß der vierundfünfzig Jahre alte Robert Kolb die Fahrt zu seinem Arbeitsplatz im Stadtzentrum täglich als größere Belastung empfand. Seine Frau war wegen der zunehmenden Tagesangriffe in ständiger Sorge.

An diesem Abend wollten sich die Kolbs wie immer die deutschsprachigen Nachrichten der BBC anhören, obwohl dies streng verboten war. Sie hatten den Vormarsch der Alliierten im Osten und Westen Schritt für Schritt verfolgt. Jetzt standen die Russen nicht mehr weit

vom östlichen Stadtrand. Die ländliche Umgebung ihres Hauses machte es den Kolbs schwer zu glauben, die Stadt sei bereits unmittelbar bedroht. Der Krieg war für sie etwas Fernes, Unwirkliches. Robert Kolb glaubte sich und seine Frau in völliger Sicherheit, und Ingeborg Kolb war überzeugt, daß ihr Mann stets recht hatte – schließlich hatte er den Ersten Weltkrieg mitgemacht. » Wir werden vom Krieg verschont bleiben«, hatte er immer wieder gesagt.

Der Frühling stand vor der Tür, und Kolb machte sich Gedanken, wo er im Garten die Hängematten anbringen sollte. Ingeborg wollte Spinat, Petersilie, Salat und Kartoffeln anpflanzen. Im Moment beschäftigte sie nur eins – ob sie die Kartoffeln schon Anfang April setzen oder damit bis Mai warten sollte, wenn mit beständigerem Wetter zu rechnen war.

In seinem Gefechtsstand, einem grauen zweistöckigen Haus am Rand von Landsberg, etwa vierzig Kilometer östlich der Oder, saß der sowjetische Marschall Georgij K. Schukow grübelnd an seinem Schreibtisch. An der Wand hing eine große Karte von Berlin. Der Plan zeigte bis ins Detail die von Schukow geplanten Offensivstöße zur Eroberung der Stadt. Auf seinem Schreibtisch standen drei Feldtelefone. Eins diente dem allgemeinen Gebrauch, ein zweites verband ihn mit seinen Kollegen, den Marschällen Konstantin Rokossowskij und Iwan Stepanowitsch Konjew, welche die riesigen Armeegruppen an seiner nördlichen beziehungsweise südlichen Flanke befehligten. Über das dritte konnte er direkt mit Moskau und dem Oberbefehlshaber, Josef Stalin, sprechen. Schukow, der neunundvierzig Jahre alte Kommandeur der 1. Weißrussischen Front, telefonierte jeden Abend um elf Uhr mit Stalin und berichtete ihm über den täglichen Vormarsch. Er fragte sich, wann Stalin wohl den Befehl zur Einnahme Berlins geben werde, und hoffte, daß ihm noch ein wenig Zeit blieb. Wenn es sein mußte – davon war er überzeugt –, konnte er die Stadt auch sofort erobern. Doch er wollte sich richtig darauf vorbereiten und hatte deshalb den Angriff für Ende April vorgesehen. Mit einigem Glück war der Widerstand wohl innerhalb von zehn oder zwölf Tagen zu brechen. Er bezweifelte nicht, daß die Deutschen entschlossen waren, um jede Handbreit Boden zu kämpfen. Der verbissenste Widerstand war vermutlich am westlichen Stadtrand zu erwarten. Dort bestand, soviel er sehen konnte, für die deutschen Verteidiger die einzige Möglichkeit zum Rückzug. Schukow beabsichtigte, sie